

Schwester und Bruder [Fortsetzung]

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 39

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 28. September 1935

Rose im Herbst. Von Hoffmann von Fallersleben.

Im Herbst, erblüht am dunklen Tag,
Steht wieder eine Rose hier;
Ich weiss nicht, was sie denken mag,
Ich sehe nur, sie lächelt dir.

So lächle denn ihr freundlich zu
Und dieses dunklen Tags vergiss,
Und so wie sie, so sei auch du
Trotz deiner Sorg und Kümmernis.

Der Gott, der uns zur Freude schuf,
Hat nicht gedacht an Qual und Leid
Drum sei auch Freude dein Beruf.
Dem lebe heut und allezeit!

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

II.

Heilignacht

Zunkelnder Kerzenschimmer der heiligen Nacht flutete wie silberne Wellen über die in Andacht gebeugten Häupter der Gläubigen, die in dem dreischiffigen herrlichen Tempel knieten. Ueber die dunkeln Köpfe der Männer ebte unter der Verwandlung des Brotes und Weines, als sie alle eines Glaubens und Willens sich beugten, eine Kraft zum Bergeversetzen. Und auf der Weiberseite schimmerte das Licht in den silbernen Haarpfeilen der Frauen und Jungfrauen, auf den pfirsichfrischen Gesichtern und den in gläubiger Anbetung verzückten Augen.

Die Altardiener klingelten mit silbernen Schellen. Priester in goldgestickten Gewändern schwangen Weihrauchsfässer und der Duft wehte erwärmend und erquickend durch die heiligen Hallen. Der Chor sang zur Orgel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen!“ Als der Priester mit der goldenen Monstranz den Segen spendete und das Flimmern edler Steine und das am Kerzenlicht entzündete Blitzen des Goldes die himmlische Gnadenspende auch äußerlich augenscheinlich machte, erfüllte das hohe Schiff ein Rauschen, wie dann, wenn ein Sturm in den Wald fährt. Männer und Frauen warfen sich in der bitterkalten Christnacht über den harten, gefrorenen Steinfliesen auf die Knie.

Meinrad Reiherr, der Knabe, faltete die starren Hände. Schöner und anbetungswürdiger als alles dachte ihn das wundermilde Bild der jungen Mutter Maria. Als der sich aber nach dem Allerheiligsten erhob, rascher als wie viele der Andächtigen, denn es fror ihn gar sehr durch die dünnen Söcklein und seine Füße fühlten die harten kalten Schuhe an, als wären sie von hellem, sprödem Eis, wie es in kalten Nächten über die zappelnden Bächlein wächst, da ver-

meinte der staunende Bub ein paar Armlängen vor sich seine Schwester Regina zu sehen. Und da war ihm auf einmal der Liebreiz der Mutter Marien, das wundervolle Ehre sei Gott in der Höhe und der goldene Kerzenschimmer nichts mehr als vergänglichlicher Ohrenschmaus und Augenblende. Die Nähe seiner Schwester drang dafür wie ein warmer Strom in sein fröstelndes, zaghaftes Herz und das Gefühl, mit ihr unter einem Dache gebetet und geweiht zu haben, machte ihn, der keinen Fünfer im Sack trug, unsagbar reich.

So waren sie also in der heiligen Nacht zum ersten Male seit jenem furchtbaren Gallustage, da man sie aus dem mütter- und vaterlosen Hause führte und unter fremde Leute brachte, einander nahe. Meinrad war es dazumal gewesen, er sei nun immer und ewig von seiner Schwester geschieden und in seiner Armut sah und fand er kein Mittel und keine Möglichkeit, einen Zustand zu ändern, den ihm eine verlassene Mutlosigkeit zu tragen und zu leiden gebot.

Ihren Vater kannten sie nur nach dem Bilde, das ihnen die Mutter von ihm gezeichnet. Allein, wenn sie von ihm erzählte und sie meinten: nun, nun, endlich, wenn sie noch eine Frage wüßten, stünd er lebhaftig vor ihnen, ein Fürchtelos, er käme und trüge sie aus der Beschwer und Enge ins Leichte hinaus, sie könnten an seiner Gestalt hinaufsehen und an seiner Größe wachsen, begannen ihr Tränen aus den Augen zu fallen und die Stimme versagte ihr den Dienst. Dann fürchteten die Kinder sich, weiter nach dem Vater zu fragen. Die Tränen der Mutter machten den Kindern den Vaternamen zu einer geheimnisvollen Größe, die aber, weit entfernt, ihre Macht der Mutter vererbt hatte. Wenn Meinrad von den Buben, mit denen er zur Schule ging, sobald er einen anfaßte, mit der Drohung

erschreckt wurde: „Ich sag's dem Vater, der schüttelt dich bei den Ohren“, wehrte er sich mit dem Appell an seine Mutter. Ja, die Mutter mußte ihn schützen, sie, mit dem Arm des Vaters und der Weichheit der Mutter! Die dummen Buben sollten vergebens darob lachen. Was wußte er, daß sie jenen ein armes, verschupftes, krankes Wittfraueli war. Ihm war sie Königin, Mutter und Muttergottes.

Eines Morgens erwachten sie, Regina und Meinrad, die in einer Kammer über der Mutter schliefen, ohne ihren Ruf: „Kinder steht auf, 's ist Zeit zur Kirche und Schule“. Sie sahen den in der Morgensonne glühenden Berg durch die Fenster hereinleuchten. Aber Regina rief erschrocken: „Hat sich die Mutter verschlafen, oder wir ihren Ruf? Steh auf, Meinrad.“ Sie warf schon den Rock über sich und eilte hinaus. Und ehe Meinrad sich noch über das behagliche Hindämmern im warmen Bette besinnen konnte, hörte er Reginas schmerzdurchzitterten Ruf: „Bruder, wo bist du? Hilf um Gottes willen!“ In seinem kurzen Hemdlein eilte er hinunter. Die Mutter lag neben dem Bette auf dem Boden, regungslos und blaß, nur mit ihrem Hemde bekleidet. Gott! wie erschreckte ihn dieser fleischlose, wächserne Körper. Er wagte nicht, sie anzurühren, dann sagte er endlich, zitternd vor der Antwort: „Ist sie gestorben?“ „Nein“, erwiderte Regina. „Sieh, sie atmet, nur bewußtlos ist sie. Hilf, wir heben sie in das Bett hinauf. Greif mit den Armen unter ihren Knien durch, ich lüpfte sie bei den Schultern hoch.“ Niemals in seinem Leben wird Meinrad die rührende heilige Scheu vergessen, mit der er den Leib der Mutter in seine Arme nahm. Die Arme zitterten ihm, um seine Lippen bebte die Behmut. Aber die Schwester rief: „Herzhaft, Meinrad.“ Und er sah, wie sie die Zähne verbiß und ein tiefer Ernst auf ihrem Gesichte stand, daß er sie fast nicht mehr erkannte; er schloß die Augen und preßte die letzte Kraft seines jungen Lebens in den Armen zusammen und dann war das Schwere geschehen.

Regina ging hin und her und ordnete alles wie eine erfahrene Frau. „Schlief in die Hose“, befahl sie Meinrad, der nicht mehr wußte, wie er da stand, „lauf zur Frau Müller ins Reichmätteli, sie soll der Gotteswillen einen Augenblick herüberkommen.“ Nachher mußte er im Dorf den Doktor rufen und im Kapuzinerkloster den Vater Krankenwart.

Als er von diesen Gängen wieder zurückkam, war die Mutter bei Bewußtsein. Sie hatte schon zweimal nach ihm gefragt und sich dann resigniert und müde hingelegt. „Erst vor einer Halbstund ist er gegangen, dann kann er noch nicht zurück sein.“ Barfuß hatte er den Weg hin und her gemacht, ohne Raft, nur einmal, als ihm von dem raschen Atmen etwas wie eine Sichel über die Eingeweide schnitt. Nun stand er neben ihrem Bette und sie hielt seine Hand und sein junges warmes Blut fühlte die Kälte in ihrem dem Tode nahen Körper. „In einer Halbstund bist du hin und zurück, du Guter. Hast du gewußt, wie ich mich darnach sehne, mit dem lieb Gott abzurechnen für diese Welt. Wenn ich fort muß, sei tapfer und brav. Frage in allen Dingen die Regina, sie ist die Aufrechtere, Stärkere. Um sie ist mir nicht Angst.“

Was nun kam, war wie eine lange, traurige, dumpfe Nacht, aus der er nur drei Erinnerungen für sein Leben rettete. Die erste ereignete sich noch an demselben Tage, als der Priester ihr die Wegzehrung brachte. Das eintönige Klingeln einer Glocke hatte ihn aus seiner dumpfen Betäubung ans Fenster gerufen. Da sah er den Priester mit dem Allerheiligsten kommen. Voran schritt der Mesner mit einer Laterne in der Rechten und der Schelle in der Linken, um den Hals trug er eine weiße Schärpe, deren Enden ihm beim Schreiten um die Knie baumelten. Der Geistliche trug über dem schwarzen Talar ein weißes Chorhemd mit weiten Ärmeln und wallenden Spitzen. So kamen sie durch die enge Gasse herauf, die Nachbarn traten aus den Häusern, knieten nieder und bekreuzten sich, wenn der Priester mit dem kleinen silbernen Gefäß in der Rechten die Bewegung eines Kreuzes machte. Einige schlossen sich dem Zuge an, mit Kerzen in den Händen, die in dem hellen, sonnigen Nachmittage wie glimmende Dächten brannten. Angst vor dem neuen Geschehen, zaghafte Ehrfurcht vor dem klagenden Ton der Schelle, den Lichtern und flehenden Gebeten, heilige Schauer in der jungen, entwurzelten Seele, lief Meinrad hinaus und versteckte sich in der Nische der Kellertüre. Dann aber schlich er als Letzter hinter dem Zuge ins Haus. Das Volk füllte mit den Lichtern und den flehenden Gebeten die enge Kammer. Das Fenster war mit einem Laken verhüllt, die Kerzen flackerten und im Spiel von Licht und Schatten schienen alle Gegenstände im Zimmer zu zittern. Er traute sich nicht, näher zu treten; dann aber fühlte er, daß er besser als viele der anderen hingehörte. Darum schlich er zur Türe heran. Er meinte, die Mutter wäre noch blässer und abgezehrt und ihre über der Brust zusammengelegten Hände noch durchsichtiger, als wie er sie heute morgen gesehen. Ihre Lippen bewegten sich leise, aber ohne daß ihnen ein einziger Laut entschwabte, ihr Blick war in einen nadelfeinen Strahl zusammengedrängt und in den dunkeln Höhlen ihrer Augen gewahrte er Tränen, die im Kerzenschimmer funkelten. Das Leben dieser Augen war aufwärts gerichtet und schon so nahe dem Verlöschen, daß auch bei seinem Erscheinen in der Kammer keine Wimper über das Fernlicht dieser Augen zuckte. Und eine Weile nachher fuhr der Geistliche ihr mit seiner Hand über die Augen und sagte: „Sie ist gestorben.“

Zwei Tage später rief ihn die Schwester schon vor der Sonne aus dem Bette. Ein kleiner bärtiger Mann mit Sichelbeinen brachte einen schwarzen engen Kasten, legte die Mutter hinein, nagelte zu, die Hammerschläge tönten durchs Haus, bei jedem Streich mußte er unter einem Zwang die Augen schließen, als würde der Hammer über seinem Kopfe geschwungen. Dann wurde der Sarg hinausgetragen. Meinrad mit seinem Götli waren die ersten hinter dem Totenbaum, es deutete ihn bis zum Friedhof eine lange Straße Weges. Erst war Schatten und Kühle gewesen, doch auf einmal kam die Sonne zu ihnen, es war wie eine andere Welt und Meinrad dachte, so sei es der Mutter vorgekommen, nur noch schöner, als sie von dieser armseligen Welt in den goldigen Himmel hineingekommen sei. Aber der Götli mahnte ihn, nicht zurückzubleiben, das hätte er nicht gerne, wenn sie zu spät mit der Leich an Ort kommen täten. Am Grabe gab er ihm den Weihwasserwedel in die Hand und

da, als er die Tropfen auf den Sarg sprengte, schnitt ihm plötzlich der Gedanke in die Seele: „Mutter, sehe ich dich nicht mehr, nie mehr? ...“ Aber der Götli stieß ihn vor sich her mit den Worten: „Mußt den anderen Platz machen, geh ...“

Als er mit Regina heimkam, war das alte Haus nicht mehr da. Die Stuben waren kalt, die Wände öde. Die Mutter fehlte an jedem Ort und zu jeder Stunde. Das ist der zweite Eindruck, den Meinrad nie vergessen kann.

So vergingen vier lange Wochen. Zur Schule mußte er nicht mehr. Ein und das anderemal kam der Götli und befahl, was zu arbeiten wäre auf dem kleinen Heimeli. Und einmal kam er schon früh des Morgens mit einem Stod in der Hand, als gälte es ein Trüpplein Vieh auszutreiben. Er schaute verwundert um sich und sagte: „Jä, seid ihr noch nicht bereit? Hat man euch nichts gesagt? Pakt euer Gewändlein zusammen und kommt mit mir. Das Heimeli ist verkauft. Ihr seid in Gottesnamen noch zu jung und die Schulden wollen auch bezahlt sein. Ich habe jedem von euch einen Dienst bei braven Leuten besorgt. Ja, wenn ich, wie bisher, euch könnte auf- und ablugen und jedem den Löffel in die Hand geben, ging's vielleicht, allein, ich muß für mich sorgen.“

Regina machte Einwendungen: Wenn sie nur noch zwei Tage hätte, um die Küche zu fegen und in der Stube zu ordnen. Meinrad sagte fed: „Ich gehe nicht zum Hause hinaus und den will ich sehen, der mich hinauswirft.“ „Du einfältiger Bub“, erwiderte der Götli, „meinst du, wir fragen, ob du willst oder nicht? Pakt ein. Der Käufer kommt in einer halben Stunde, wenn er die Stube gefegt haben will, so soll er selber die Bürste brauchen, er zahlt wenig genug.“ Die kühle Ueberlegenheit des Betters entwaffnete Meinrad. Und zu gleicher Zeit hörte er vor dem Hause einen Wagen knarren und eine Peitsche knallen. Ein Fuder Hausrat stand draußen, das bis zu den Fenstern hinauf geschichtet war. Der neue Besitzer trat breit herein und fragte: „So, ist die Bude leer?“ Zur Bekräftigung der Frage nahm er die Tabakpfeife aus dem Mund und leerte die Aschenreste und den schwarzen üblen Saft auf den Boden. Da sagte Regina nichts mehr von Ordnung machen und Meinrad nichts mehr vom Dableiben, und ehe eine Halbstund vorübergegangen war, zogen sie mit kleinen Bündeln unter den Armen aus. Es war am Gallustag, dem Bündelitag, und öfters begegneten sie auf ihrem Wege solch heimatlosen Bündelträgern wie sie waren. Wer auf fremder unbekannter Straße wandert, ist über jeden Wegweiser froh, und trüge er noch so abgewetterte und verblähte Schrift. Meinrad und Regina waren die des Weges ziehenden Knechte und Mägde dergleichen Wegweiser auf ihrer Wanderung in ein unbekanntes und gefürchtetes Land. Sie lasen die Schrift auf ihren Gesichtern und deuteten sie zu einer glücklichen Täuschung um. Denn aus ihrer Fröhlichkeit schlossen sie auf ein leidliches Wohlergehen dieser Weggenossen, während sie bloß die Freude darüber spiegelte, daß sie nun einem Drachen entronnen seien und kaum eine ärgere Hölle finden könnten. Der Glausi Räß konnte ganze Schollen lachen,

wenn er sich daran erinnerte, wie er den „Alten“ hinein-gelegt hatte. Eintens beim Zabig, als er unter Schwäzen und Lachen vom Brotlaib schier die Hälfte schnitt, rief der Meister entsetzt: „Schau doch auf dein Messer.“ — „Ist nicht nötig, Meister“, gab er zur Antwort, „Ihr besorgt es ja.“

Dieser Auszug war das dritte und letzte Glüklein, das am Dachte seiner Jugenderinnerungen brannte. Doch hatte ihre Helle jetzt vermocht, den Kerzenschein der heiligen Nacht und das „Gloria in Excelsis Deo“ und alles Jubilieren der Orgel und der Sängler in seinem Herzen auszulöschen und es in eine wohlige und milde Wärme zu versetzen, in der in sonnigen Gärten duftende Blumen blühten. Auf einmal gewahrte Meinrad, wie durch das Gotteshaus ein Strom nach den Türen drängte, er wurde von dieser Strömung erfasst, in einen Knäuel gezogen, vor- und rückwärts gedrängt. Als er in dieser Enge wieder seine Schwester suchte, sah und hörte er allerlei Dinge, die er an diesem Orte nicht vermutet hatte. Nachbarn tuschelten einander „fröhliche Weihnachten“ zu. Verliebte tauschten Blicke. Aengstliche suchten mit der Hand ihren Geldbeutel im Hosensack. Der Jost Eigeli rief, als er plötzlich gegen seinen Taktumpan Sebi Sauber geworfen wurde: „Das ist nicht mehr nur die Stöcke gewiesen und Bauer und Kell ausgeworfen.“

„Mein du“, antwortete der Sebi. „Und der Most aus dieser Presse ist auch nicht so goldig gelb und duftend, mit einem weißen, weichen Schäumlein oben auf wie der in der Ilge.“

Regina faßte den Bruder bei der Hand, und beide schlossen die Finger zusammen wie eine Kette, bis sie auf der verschneiten Straße vor dem Gotteshause standen. Der Schnee glänzte unter dem Schimmer, der aus den hohen erhellten Fenstern drang, und knirschte unter den Schritten der Kirchgänger wie ein in Fesseln geschlagener wütender Riese.

Rings um die Kirche lagen die Toten. Als Meinrad und Regina, glücklich über das Finden und gegenseitige Führen an den verschneiten Grabkreuzen vorbei, plötzlich das Grab der Mutter fanden, wurde ihre kindliche, aus dem Glücke des Zusammenseins gesogene Seligkeit jäh von dem Schwergewicht menschlicher Hilfslosigkeit niedergezogen. Deutlicher als der Mutter Namen lasen sie von der grauen Blechtafel die Frage: Wißt ihr noch, wie es einst war, als wir alle beieinander waren? Eine Weile standen Bruder und Schwester im Schnee. Der Querbalken des kleinen Kreuzes trug eine weiße, weiche Schneepolsterung in reiner und herrlicher Fülle, der Kerzenschimmer aus der Kirche und der Vollmondschein aus dem unendlichen Weltenraum beleuchtete es. Tausende kleiner Diamanten schossen funkelnde Pfeile in die stahlblaue harte Kälte hinaus. Meinrad und Regina beteten nicht. Es war ihnen, sie feiern ein Fest selbdritt mit der Mutter. Woran sie aber in dieser Stunde nicht dachten, obgleich es in diesem Augenblick wie ein Licht vom Himmel auf ihren Weg fiel, das stand morgens mit der Helle des Tages riesengroß vor ihnen: „Schaffen wollen wir und einst wieder zusammenkommen.“ Meinrad und Regina, und Regina und der Bruder! (Fortsetzung folgt.)